

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 1

Artikel: Auf unsicherem Boden

Autor: Kuhn de Prorok, B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ich das Buch jeder jungen und jeder werdenden Mutter in die Hand geben.

Und wenn diese Zeilen nur bei einer Mutter das Verständnis für ihre Kinder fördern, das Vertrauen in sie stärken und die Liebe zu ihnen vertiefen könnten, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

F. St.

Auf unsicherem Boden.

Von B. Graf Khun de Prorok.

Aus B. Graf Khun de Prorok, „Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara“. Mit 43 Abbildungen und 1 Karte. Broschiert 11.— Mark, Ganzleinen 13.— Mark.

Die ägyptischen Königsgräber, das alte Ilion, die Akropolis von Athen und das Forum Romanum sind durch die Forschungen des letzten Jahrhunderts zu neuem Leben erwacht. Der Kreis der alten Kulturen rings um das Mittelmeer schließt sich mit Karthago, der großen Gegenspielerin Roms. Wie in Troja, so liegen auch hier und in dem benachbarten Utica mehrere Schichten übereinander, und jede Schicht bedeutet die Zeit einer untergegangenen Kultur. Amerikanische und französische Forsther haben hier neuerdings gearbeitet und wertvolle Ergebnisse erzielt. B. Graf Khun de Prorok, einer der Expeditionsleiter, hat darüber ein nicht nur wegen seines ungewöhnlichen Inhalts, sondern auch seiner maßvollen Schreibweise sympathisches Buch geschrieben, das jetzt im Verlag F. A. Brockhaus zu Leipzig erschienen ist: B. Graf Khun de Prorok, „Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara“. Selbst auf dem Grunde des Meeres, dem Golf von Tunis, gruben die Forsther eine versunkene Stadt aus, ferner fanden sie gesetzte Galeeren mit reicher Beute. Steinzeitliche Funde und verfallene Römerstädte am Rande der Sahara reagieren zur Lösung der Frage, ob hier vor Zeiten ein anderes Klima geherrscht habe. Den Abschluß bildet ein Vorstoß in das Herz der großen Wüste, ins geheimnisvolle Hoggar. Zwischendurch interessieren bisher wenig bekannte Streiflichter auf die wechselvolle Geschichte Nordafrikas und die Sitten oder Unsitzen seiner jetzigen Bewohner. Selbstverständlich kommen auch die bunten Erlebnisse der Expeditionen zu ihrem Recht. Eine Inhaltsprobe soll dem bestehenden Forschungsbericht recht viele Leser gewinnen helfen.

Zwischen dem Lande der Höhlenbewohner und den Matmatas erstrecken sich die großen Binnenseen von Südalgerien und Tunesien. Diese Seen, Schotts genannt, bedecken eine Fläche von mehreren hundert Kilometer Länge und 60 bis 70 Kilometer Breite. In Wirklichkeit sind sie Salzfelder, deren Oberfläche in der Trockenzeit die Sonnenstrahlen mit unverminderter Glanz zurückwirft. In der Regenzeit sammelt sich etwas Wasser an, so daß die Schotts den Seen ägneln, die sie einst waren.

Schott el Dscherrid ist der größte von allen. Wir überqueren ihn im Kraftwagen. Das in der Sonne funkelnende Salz und das über die glänzende Fläche huschende Spiegelbild des Wagens erwecken den Eindruck, als führe man übers Meer. Der Schott erinnerte an ein gewaltiges Schneefeld. Das pulvrige und dichte Salz knirschte unter den Rädern wie Schnee bei großer Kälte.

Eine Wegspur leitete über den Schott von Rebili nach Toför und Nefta, zwei herrlichen Däsen, die einen unglaublichen Reichtum an Palmen aufweisen. Wahrscheinlich war es diese Fruchtbarkeit an beiden Ufern des Schotts, die die Lasseps den niemals ausgeführten, aber auch noch nie gänzlich abgewiesenen Gedanken eingab, den ganzen Landstrich zu überfluten und ihm dadurch mit der Feuchtigkeit den alten Wohlstand zu bringen.

Man glaubt, daß die Schotts ehemals richtige Seen waren und daß die Uferoasen tatsächlich dem entsprachen, was die Römer die „Häfen der Wüste“ nannten.

Die Sage berichtet von Seeschlachten auf den Schotts. Arabische Geschichtsschreiber des Mittelalters verzeichnen den Fund einer Galeere auf dem Grunde des Sees, der inzwischen ausgetrocknet war. Man glaubt, im Schott el Dscherrid den von Homer beschriebenen See der Tritonen wiederzuerkennen. Noch lebt die von Herodot erzählte Sage, wonach es Jason zum Besten der Argonauten geweissagt wurde, daß in der Gegend hundert griechische Städte entstehen würden.

Es sind Argonauten andern Stammes, die heute die Schotts überqueren. Verräterisch gleicht das Salz in der Sonne. Die Oberfläche sieht einladend aus; aber die Einladung darf nur mit gebührender Vorsicht angenommen werden. Es ist ratsam, sich an bestimmte Pfade zu halten; es ist doppelt ratsam, einen Führer zu nehmen, der diese Pfade kennt. Die Franzosen haben zwar den Weg übers Schott von Rabili nach Toför mit Steinhaufen oder Türmchen bezeichnet, aber diese Landmarken sind nicht immer sichtbar. Sie versinken oder zerfallen leicht. Außerdem hat die Wegspur keinen dauernden Bestand, denn das Salz fällt über den Wagengeleisen zusammen. Bald verwirkt der Wind die letzte schwache Fährte.

Wir rasten in schnellen Wagen hinüber und waren ganz froh, als wir das jenseitige Ufer erreichten. Bei dem Eiland des Pharao, einer Steininsel inmitten des Schotts, drohte uns ein Sandsturm zu überfallen. Es gelang uns noch eben, einen Vorsprung vor der Sandmauer zu behalten, die mit Schnellzugsgeschwindigkeit hinter der Karawane herkam. Trotzdem ließen wir einen einsamen Araber auf der Insel



Karthago. — Blick von Byrsa.

Schauplatz der Ausgrabungen des Grafen Khun de Prorok (Aus dessen Buch „Göttersuche in Afrikas Erde“. Brockhaus, Leipzig).



Die Urnen im Tempel der Tanit (bei Karthago), die Knochen von dem Moloch geopferten Kindern enthielten.

zurück. Er schien sich wenig um die Arglist des Schotts oder den einherbrausenden Sandwirbel zu kümmern.

Vielleicht war er ein geheimer Anhänger Ammons, der den Ort des alten Gottesdienstes besuchte. Vielleicht hielt er dort Zwiesprache mit dem Geiste der Vergangenheit, denn altersgraue Sagen verknüpfen sich mit der Insel, so daß man wohl den Besuch vereinzelter Pilger erwarten darf.

Soweit die Dede des Schotts sicher ist, stellt sie eine großartige Rennbahn dar. Im Farmanwagen erreichten wir Geschwindigkeiten bis zu hundert Kilometer. Man fühlte sich bedeutend sicherer als bei vierzig Kilometer auf europäischen Landstraßen. Wir durften es wagen, weil wir einen vortrefflichen Führer hatten und wußten, daß wir kein Einbrechen zu befürchten brauchten. Es gibt genug Stellen, wo sich die wagrechte Reise in eine senkrechte verwandeln würde. Man erzählt sich, daß einst eine Karawane von tausend Kamelen in der Tiefe verschwand. Im Laufe von wenigen Minuten hatte sich die Salzdecke über den Opfern geschlossen und alle Spuren vernichtet.

Wir kamen glücklich nach Tosör. Es war Abend, als wir die Oase aus dem Binnensee steigen sahen wie eine geheimnisvolle Stadt, die mit einem Wunschrang ins Oasein gezaubert wurde. Aus der Entfernung gesehen, schienen sich die Palmen im Meer zu spiegeln. Das war wieder das Salz, das einen Wasserspiegel vortäuschte.

Tosör röhmt sich, eine Million Palmen zu haben. Die glühende Einbildungskraft der Araber hat hier die Schöpfungsgeschichte wiederholt. Es heißt, daß die Oase aus einer weiblichen und einer männlichen Palme entsprang, die sich

im Laufe der Zeit auf eine Million vermehrten. Ich glaube, sie sind tatsächlich gezählt worden.

Die Fahrt durch die Palmengärten war eine Reise durchs Märchenland. Die Scheinwerfer beleuchteten immer wieder neue Baumgruppen, zwischen denen Rinnale plätzerten und Süßwassertümpel glitzerten. Bunte Blumen bedekten den Erdboden in reicher Fülle. Etwas außerhalb der Oase standen die Gruppen der mit Palmenplättern gedeckten Hütten, von einem Zaun aus Palmzweigen und Palmfasern umgeben. Darüber erhob sich eine mächtige Dornenkrönung, die alle Eindringlinge abhält.

Wir folgten dem Beispiel der Einheimischen und schlügen das Lager außerhalb der Oase in den Dünen auf, gegen die der Mensch jeden Fußbreit Gartenlandes verteidigen muß. Warum man auf dem Sande wohnt, wird einem bald klar. Erstens will der Araber kein fruchtbringendes Land verschwenden, indem er Häuser darauf baut. Zweitens beherbergt das grüne Paradies zahlreiche Kerfe, die dem Gast unterm Laubdach ihr Müßfallen ausdrücken wollen oder ihn überschwänglich begrüßen, wie man's nimmt. Bei Windstille machen sich überdies die Düfte der Palmen und des stehenden Wassers unangenehm bemerkbar.

Unsere Ankunft fiel in den Monat Ramadan, wann die gläubigen Mohammedaner tagsüber fasten und nächstens Feste feiern. Die Spahmacher des Dorfes gaben uns ein Ständchen. Sie kamen mit großem Aufgebot ans Lagerfeuer, die Trommeln röhrend und mit den seltsamen Flöten kreischend.

Ein Halbkreis von Musikern im Schneiderstil spielte zum Tanze auf. Uralte Weisen stachelten die Tänzer zum Hergeben ihrer äußersten Kraft an. Ihre Leiber drehten und wandten sich im Bauchtanz des Morgenlandes. Ihre Füße wühlten im Sand. Von Zeit zu Zeit brachen sie in den wackelnden Negermarsch oder einen wilden Wirbel aus.

Natürlich machte Herr Kellermann eine Filmaufnahme. Seine Magnesiumfackeln trugen viel zum Eindruck des unvergesslichen Bildes bei. Es schien, als gerieten die Tänzer durch den grellen Schein in Verzückung. Von der Helligkeit überströmt, tanzten sie wie Verrückte. Im Hintergrund schwankten und nickten dazu Tauende von Palmen, als fragten sie, ob schon ein neuer Tag anbräche.

Als der Tag wirklich graute, umritten wir das Wüstenland auf hödigeren Kamelen, um die Arbeiten zu betrachten, mit denen man sich gegen den andringenden Sand wehrt. Das Gelände wird von einem Netzwerk von Bewässerungsgräben durchzogen, die den Pflanzen das befruchtende Maß liefern. Für die Araberinder bedeuten die Anlagen einen Spielplatz, denn sie benutzen die Gräben und Tümpel als Schwimmbeden. Von den Kamelhöfern blicken wir über Lehmmauern beiderseits des Weges in prachtvolle Gärten.

Gleich vielen andern, die wir gesehen haben, wird diese Oase mit großem Kostenaufwand erweitert. Unausgelebt führt der Mensch einen stillen und hartnäckigen Kampf gegen die Wüste. Die Franzosen haben viele Quellenbohrungen erbohrt. Wie mir die Behörden mitteilten, stößt man bei den Bohrungen fast jedesmal auf Wasser, das den Sand schnell in fruchtbaren Boden verwandelt.

Der Krieg gegen die Wüste endet nimmer. Er dauert so lange, wie der Sand vorzurücken versucht; und dem ist noch kein Ende abzusehen. In dieser Gegend gehören die Dünen zu den schlimmsten ihrer Art. Sie bestehen aus äußerst feinkörnigem Sand, den der Wind anhäuft und überkippen läßt wie die Wellen des Meeres. Mit jeder Brise ändern sich die Umrisse des wandelnden Gebildes. Wenn es weht, sehen die Sandhügel wie eine Folge kleiner, aber heftig tätiger feuerspeiender Berge aus oder wie Wogen, deren

Räume der Sturm zu Schaum zerfetzt. Der Sand kriecht ständig vorwärts. Oft sieht man Palmen bis zu den Weideln im künstlich aufgetürmten Sande vergraben. Als ich einmal auf dem Gipfel einer Düne nach verdornten Hahnen griff, zeigte sich, daß es die Fiederblätter einer gänzlich verschütteten Palme waren.

„Groß Gewalt wird nimmer alt!“ *)

Ein Neujahrsgeschichtchen von J. G. Birnstiel.

Wie sie am Altjahrabend eine halbe Stunde vor Mitternacht jeweils mit allen Gloden dem scheidenden Jahr das Ende geläutet und hernach wieder mit dem ganzen Geläute das neue Jahr begrüßt haben, das ist mir schon in meinen Bubenjahren droben im Toggenburg immer recht zu Herzen gegangen. Tat man so gegen Mitternacht ein Stubenfenster auf und horchte in die Nacht hinaus, so hörte man da und dort ein Singen vor den Häusern und in den Stuben. Für Raketen und knallende Frösche hatte man erfreulicherweise noch keinen Sinn. Und ging's auf halb zwölf, so vernahm man ein Reden und Rufen vom Kirchturm her. Dort oben wartete die Läutmannschaft, an Zahl viel stärker als gewöhnlich. Das Läuten ging eben lang, und Ablösung war da vonnöten. So drängte sich mancher heran, der eigentlich nicht dazu gehörte.

Viele läuteten gern aus einem ganz besonderen Grund. Damit nämlich der Magen derer, die so lang an den Strängen ziehen mußten, nicht allzu laut zu knurren sich erfühne, schickte ihnen manch gütiges Bruderherz ein eß- oder trinkbares Läbsal zu, eingedenk vielleicht des schönen Wortes: „Du sollst dem Ochs, der da drischt, das Maul nicht verbinden.“ Die Läuter, deren viele aus dem Armenhause waren, wußten solche Spende wohl zu schätzen und verrichteten ihr Altjahrgeschäft mit um so mehr Gefühl und Wärme.

Als wir einmal zu gemütlicher Silvesterfeier in wohlig warmer Stube bis Mitternacht beisammen saßen, erzählte uns ein Toggenburger von einem seltsamen Ereignis, das im Turm seiner Heimatkirche beim Neujahrsläuten sich ereignet hatte.

Der letzte Abend des Jahres war auch wieder einmal da und man schaute sich an, den Abschiedsgruß zu läuten. Im ersten Stockwerk des alten Turms zogen junge Leute an den durch runde Bodenöffnungen herabhängenden Glodenseilen. Die große Glode mußte dagegen im obersten Turmgeschoss, dicht unter ihrem ehernen Mund und der darin laufenden Eisenzunge, gezogen werden. Zog man die brummende Rusein an, so hatten in der Regel zwei Mann genug zu tun, sie recht in Schwung zu setzen. Und war dann die Zeit zum Aufhören da, so hatten sie geschickt mit dem Strang den „Halm“ zu fangen und alle Kraft aufzuwenden, das majestätisch wiegende Rieseling zu voller Ruh zu bringen.

Nun war der Abschiedsgruß ans alte Jahr verkündet, und in der Zwischenpause, bevor der Zwölfschlag die Jahre trennte, erbott sich der stärkste Mann im Dorf, es beim Einläuten ins neue Jahr mit der „Großen“ alleine zu probieren.

Man riet ihm ab und warnte. Er aber erzwang sich den Aufstieg, stieß die Bodenfalle der Glodenstube auf und stellte sich darauf, daß niemand ihn tören könnte. Hell jauchzte nach dem Mitternachtsschlag zuerst „die Kleine“ heraus, dann die zweite, jetzt die dritte. Und endlich setzte der Grundbass der größten Glode fast donnernd und doch im Donnern segnend ein, so wuchtig, daß die kleinen erst recht aufzubelten, wie Kindlein, die von starken Vaterarmen sich getragen wissen.

Endlich war die Läutefrist herum. Im unteren Stock des Turms hängten sich die großen Buben als lebendige Gewichtsteine an die Glodenseile und nacheinander verstummten die ersten drei Stimmen des Altkordes. Aber wie seltsam — das Getön der Großen wollte gar nicht enden. Man kloppte

an den oberen Boden, doch der Mann da oben schien nichts zu hören. Man drückte mit Wucht gegen die Bodenfalle, sie aufzustoßen. Umsonst — da war nichts zu machen. Die große Glode hallte weiter. Ja noch lange, als unten und oben im Tal die letzten Töne ferner Geläute schon verklungen waren.

Als denn endlich auch sie zur Ruh gekommen war, erzwang man sich mit Gewalt den Zugang zur Glodenstube. Und nun — was sah man? Auf dem harten Boden lag unverletzt, aber entseelt der starke Mann, der sich vermessen hatte, es mit „der Großen“ alleine zu probieren. Aufregung, Wein, Anstrengung — all das ist ihm zu stark geworden. Der Schlag muß ihn getroffen haben, und die Neujahrsglode, mit der er's erzwingen wollte, hat ihm das End geläutet.

Man soll aus eigener Kraft halt nicht erzwingen wollen, was nur vereinte Kraft zu gutem Ende führen kann. Wer's mit Gewalt durchdrücken will, der sehe zu, daß das, was er einläutet, nicht schon den Ton der Sterbeglode in sich habe. „Groß Gewalt wird nimmer alt!“

Ich rate dir, guter Freund, in Treuen an: Trau dir im Leben etwas zu, doch überhebe dich nicht. „Überschläge zuvor die Kosten, ob du habest es hinauszuführen.“ Vor allem: Brähle nicht mit deinem bisschen Kraft! Fang bescheiden an und stelle alles dem anheim, der allein zu deinem Tun den Segen gibt und zu deinem Wollen das Vollbringen. Fang' auch nicht zu stürmischt an! Wie mancher hat im ersten Anlauf all' die Kraft verpufft, die er später prächtig hätte brauchen können. Du bist ja nur ein Gras, das heute blüht und morgen welkt und des heiligen Vaterunsers Schluß ist auch ein gewaltiger Spruch zum Anfang eines Jahres: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in alle Ewigkeit.“

Dass jener prohige Glodenläuter nicht nüchtern war, das war erst recht sein Fehler. Was der Apostel den Korinthern sagte, das ist auch auf dich und mich gemünzt, und auf alle, die sich auf den Weg des neuen Jahres stellen: „Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget den Preis. Laufet nun also, daß ihr ihn erlanget. Ein jeder, der also kämpft, der lebe in völliger Enthaltsamkeit... Ich laufe also, aber nicht aufs Ungewisse. Ich fechte, doch nicht als einer, der Luststreiche tut, sondern ich halte meinen Leib in Zucht und zähme ihn, daß ich nicht den anderen predige und selbst verwerflich werde.“

Meinst du jemals, gesunde und große Kraft zu haben, so denk' nicht nur an dich, sondern an deinen Bruder. Poche nicht darauf, und laß dir auch vom lieben Tersteegen ein frommes Sprüchlein mit auf die neue Wanderung geben:

„Soll' wo ein Schwächer fallen,
Der Stärkere spring ihm bei.
Man trag, man helfe allen,
Man pflanze Lieb' und Treu.
Kommt, schließt euch fester an.
Ein jeder sei der Kleinste
Und jeder gern der Reinsten
Auf unserer Liebesbahn.“

Piccolo.

Bon Cajetan Binz.

Die lachende Stimme.

Der junge Chasseur des Hotels Schweizerhof stand vornübergebeugt am Schantlisch des Office und weinte leise vor sich hin. Unter dem blauen, runden Cerevismützchen, das reich mit Gold bestickt war, quollen seidenweich die braunen Wellen seiner Haare hervor und verliehen dem schmalen Gesicht einen ungemein mädchenhaften Ausdruck. Auch die schlanke Gestalt, die in einem biedermeierartig geschnittenen Trakt steckte, der ultramarinblau und mit schwarzen

*) Aus „Glückauf — der Heimat zu“. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.